

Univ.-Prof. Dr. Martin DANNECKER
Die Dekonstruktion der sexuellen Normalität in den
„Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“

I.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mündete die in den europäischen Kulturen schon länger geführte Debatte über die Sexualität in einen Diskurs, der schließlich zur Etablierung einer neuen, „Sexualwissenschaft“ genannten wissenschaftlichen Disziplin führte. Bestimmt war dieser Diskurs, wie Foucault (1976/1977, S. 126f) zusammenfassend darstellte, von vier Hauptthemen: 1. Die Hysterisierung des weiblichen Körpers. 2. Die Pädagogisierung des kindlichen Sexes. 3. Die Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens. 4. Die Psychiatrisierung der perversen Lust. Dieser Diskurs stand ganz im Zeichen der Pathologie und war durchzogen von einer Krankheits- und Degenerationsrhetorik. An diesen Diskurs schließen die *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* an, was vor allem an der ersten Abhandlung, die den Titel „Die sexuellen Abirrungen“ trägt, deutlich wird.

Schon die bloße Nennung der wichtigsten, vor dem Erscheinen der Erstausgabe der *Drei Abhandlungen* im Jahr 1905 vorliegenden Arbeiten zu diesen Themen würde den Rahmen meiner Vorlesung sprengen. Hinweisen möchte ich deshalb auf den gerade publizierten Aufsatz von Volkmar Sigusch mit dem Titel „Freud und die Sexualwissenschaft seiner Zeit“. In diesem Aufsatz entfaltet Sigusch den wissenschaftshistorischen Kontext der *Drei Abhandlungen* und fächert die Texte einiger wichtiger Autoren auf, an die Freud implizit und explizit angeschlossen hat. Freud erwähnt in der ersten Fußnote der ersten Abhandlung zwar einige sexualwissenschaftliche Autoren, auf die er sich bezieht, und zwar Richard von Krafft-Ebing, Albert Moll, Paul J. Möbius, Havelock Ellis, Paul Näcke, Albert v. Schrenck-Notzing, Leopold Löwenfeld, Albert Eulenburg, Iwan Bloch und Magnus Hirschfeld. Werktitel dieser Autoren, die er bemerkenswerterweise mal mit Vornameninitialen und mal ohne solche anführt, nennt er jedoch nicht.

Die erste der *Drei Abhandlungen* schließt begrifflich, aber auch in ihrer Textur besonders eng an den damaligen sexualwissenschaftlichen Diskurs an. In den beiden nachfolgenden Abhandlungen geht es dagegen entschieden psychoanalytischer zu. Der Aufbau der *Drei Abhandlungen* hat die Frage aufgeworfen, warum Freud ausgerechnet mit den „sexuellen Abirrungen“ und nicht mit der infantilen Sexualität beginnt, was psychoanalytisch betrachtet plausibler erscheine. Reimut Reiche sieht die Gründe für diesen Aufbau vornehmlich in wissenschaftsstrategischen Überlegungen. Ihm zufolge sollten die *Drei Abhandlungen* nach der *Traumdeutung* das zweite Manifest der psychoanalytischen Bewegung werden. Erreicht werden konnte das, wie Reiche meint, „wenn die Neurosen mit den damals im Diskursgeschehen viel interessanteren und attraktiveren Perversionen über den Mechanismus der infantilen Sexualität und ihrer Schicksale verknüpft würden. Dadurch würde im gleichen Atemzug der psychogenetisch-biographische Gesichtspunkt der Psychoanalyse mit dem psychopathologisch-diagnostischen Gesichtspunkt der Schulmedizin zwingend verbunden werden“ (Reiche 2005, S. 101). Denkt man alle drei Abhandlungen zusammen, leuchtet diese Argumentation ein. Gelten würde das freilich auch, wenn die Abhandlung über die „sexuellen Abirrungen“ nicht an der ersten, sondern an der dritten Stelle platziert worden wäre. Dadurch, dass sie an erster Stelle steht, wird aber nicht nur die Anschlussfähigkeit der Psychoanalyse im Hinblick auf die schon vorher da gewesene und das sexuelle Feld beherrschende Sexualwissenschaft demonstriert. Freud erhebt meines Erachtens durch das Voranstellen der Abhandlung über die „sexuel-

len Abirrungen“ auch den Anspruch auf Diskurshoheit der Psychoanalyse auf dem Gebiet der Theorie der Sexualität. Das ist wohl auch mit der Charakterisierung der *Drei Abhandlungen* als zweites Manifest der Psychoanalyse durch Reimut Reiche gemeint.

In dem bereits erwähnten Aufsatz hat Volkmar Sigusch gezeigt, in welchem Ausmaß die *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* auf der Sexualwissenschaft aufruhen. In einem Gespräch, das ich jüngst mit ihm über diese Frage hatte, hat er das, auf neuere Forschungen von sich zurückgreifend, noch einmal bekräftigt. Und doch wirken die *Drei Abhandlungen* originell. Der Eindruck der Originalität geht darauf zurück, dass Freud nicht bloß auf die Sexualwissenschaft rekurrierte, sondern durch diese hindurchgegangen ist und sie wie eine Folie benutzte, die er mit einem eigenen Text überschrieb, einem Text, in dem er zentrale begriffliche Konfigurationen, in die die Sexualität zum damaligen Zeitpunkt eingespannt war, vom Kopf auf die Füße der psychoanalytischen Theorie und Erfahrung stellte.

II.

In der Einleitung zur ersten Abhandlung, in der die von Freud damals noch Inversion genannte männliche Homosexualität und die Perversionen im Zentrum stehen, wird das Ziel seiner Sexualtheorie klar benannt. In dieser Schrift wird es, so erfährt man schon nach den ersten Sätzen, darum gehen, die „populäre Meinung“ oder, mit anderen Worten, die kulturellen Normalitätsvorstellungen über „die Natur und die Eigenschaften des Geschlechtstriebes“ (SA, S. 47) zurechtzurücken. Die Homosexualität und die Perversionen fungieren dabei zuerst einmal als Wirklichkeitsphänomene, die schon durch ihre bloße Existenz zeigen, dass der populären Meinung ein unangemessener, weil viel zu enger Begriff von Sexualität zugrunde liegt.

Zur Charakterisierung der sexuellen Alltagstheorie greift Freud auf den Mythos des Aristophanes aus Platons „Gastmahl“ zurück, und er schreibt: „Der populären Theorie des Geschlechtstriebes entspricht am schönsten die poetische Fabel von der Teilung der Menschen in zwei Hälften – Mann und Weib –, die sich in der Liebe wieder zu vereinigen streben“ (S. 48). Freud rekurriert an dieser Stelle freilich nur auf den gleichsam heterosexuellen Teil dieses Mythos und nicht auf die in diesem gleichfalls thematisierte weibliche und männliche Homosexualität. Denn ursprünglich, so belehrt Aristophanes seine Zuhörer, habe es drei Geschlechter gegeben: das „Mannweib“, das zugleich männlich und weiblich war, das „ganze Weib“ und den „ganzen Mann“. Geteilt, durchschnitten wurde jedes dieser ursprünglichen Geschlechter mit durchaus unterschiedlichen Folgen im Hinblick auf das Sexualobjekt: „Alle Männer“, so heißt es bei Plato, „welche aus jenem Ganzen geschnitten sind, das früher Mannweib hieß, lieben heute das Weib – und aus demselben Ganzen sind natürlich auch die Weiber geschnitten, die da den Mann lieben. Die Weiber dann, die aus dem alten Geschlechte des ganzen Weibes geschnitten sind, haben wenig Sinn für den Mann und fühlen sich mehr zum eigenen Geschlechte hingezogen: die lesbischen Frauen kommen von daher. Und endlich die Männer, die aus dem alten männlichen Geschlechte geschnitten sind, laufen dem Manne nach“ (Platon: Gastmahl, S. 30 f).

Möglicherweise haben Sie sich gerade gefragt, warum ich so ausgiebig aus dem Mythos des Aristophanes zitiere, der Ihnen ja allen geläufig ist. Oder ist Ihnen vielleicht nur die heterosexuelle Fassung dieses Mythos geläufig, in dem, nebenbei bemerkt, das Begehren zwischen Mann und Frau als genuin bisexuell dargestellt wird? Wäre das so, ginge es Ihnen wie Freud, der es in unmittelbarem Anschluss an seinen Rekurs auf die poetische Fabel von der Teilung des Menschen in zwei Hälften als überraschend bezeichnet, „dass es Männer gibt, für die

nicht das Weib, sondern der Mann, Weiber, für die nicht der Mann, sondern das Weib das Sexualobjekt darstellt“ (S. 48). Was, so fragt man sich, ist daran überraschend, angesichts dieser keineswegs apokryphen Ursprungserzählung über das von Anfang an zerstreute sexuelle Begehren? Überraschend ist doch eher der Ausschluss der weiblichen und männlichen Homosexualität aus dem Kosmos der Natur und die mit ihm einhergehende Reduktion des Begehrens auf das Begehren zwischen Männern und Frauen im kulturellen Gedächtnis.

Der an dieser Stelle halbierte platonische Mythos ist aber auch eine rhetorische Figur, von der aus Freud dann seinen erweiterten Begriff von Sexualität entwickelt. 15 Jahre später, im Vorwort zur 4. Auflage der *Drei Abhandlungen* kommt Freud noch einmal auf den platonischen Mythos zurück. Jetzt hat er jedoch den ganzen Mythos im Sinn. Denn er schreibt: „Was aber die ‚Ausdehnung‘ des Begriffes der Sexualität betrifft, die durch die Analyse von Kindern und von sogenannten Perversen notwendig wird, so mögen alle, die von ihrem höheren Standpunkt verächtlich auf die Psychoanalyse herabschauen, sich erinnern lassen, wie nahe die erweiterte Sexualität der Psychoanalyse mit dem *Eros* des göttlichen Plato zusammentrifft“ (S. 46).

Nimmt man diese Einschätzung beim Wort, dann wäre der erweiterte Sexualitätsbegriff der Psychoanalyse auch ein Versuch, der Sexualität, auf die die Kultur seit der Entthronung des göttlichen *Eros* verächtlich herabgesehen hat, die Bedeutung zurückzugeben, die im Mythos des Aristophanes aufscheint. Der erweiterte Sexualitätsbegriff der Psychoanalyse müsste, um die Nähe zu dem platonischen Mythos behaupten zu können, zugleich den hegemonialen Anspruch der Heterosexualität in Frage stellen, denn in dem Mythos des Aristophanes hat das Begehren des Mannes nach der Frau und das Begehren der Frau nach dem Mann die gleiche Gültigkeit wie das Begehren des Mannes nach dem Mann oder das Begehren der Frau nach der Frau.

III.

Ich möchte nun entlang der Abhandlung über „Die sexuellen Abirrungen“ versuchen Freuds Aufspaltung der populären Meinung, die, gegenwärtig gesprochen, einer Dekonstruktion der sexuellen Normalitätsvorstellungen gleichkommt, nachzuzeichnen. Freud beginnt mit der Inversion genannten männlichen Homosexualität. In den Blick genommen wird von ihm die Inversion als Ganze und nicht nur jener Teil von ihr, der gemeinhin unter den Begriff Homosexualität subsumiert wird. Gemeinhin werden als homosexuell ja nur jene Männer bezeichnet, die über ihr gesamtes Leben ausschließlich oder nahezu ausschließlich homosexuelle Beziehungen haben, oder Männer, die sich in Studien zu einem bestimmten Zeitpunkt selbst als homosexuell einstufen.

Beim ersten Blick auf diese Passagen könnte man fast meinen, man hätte das berühmte Kapitel von Kinsey und seinen Kollegen über das hetero-homosexuelle Gleichgewicht vor sich. Denn von Freud wird hier, unabhängig von möglicherweise unterschiedlichen psychischen Voraussetzungen, jene Sexualität als homosexuell bezeichnet, bei der zwei gleichgeschlechtliche Personen im Spiel sind. Eingeteilt wird die Homosexualität von ihm in: absolut Invertierte, amphigen Invertierte und okkasionell Invertierte. Das ist deshalb ein durch und durch sexualwissenschaftlicher Begriff von Homosexualität, weil es diesem vornehmlich auf das sexuelle Verhalten und weniger auf die sexuellen Wünsche und Phantasien ankommt. Später, in der Arbeit über *Leonardo da Vinci* erhält der Begriff der Homosexualität dann eine psychoanalytische Fassung. Dort heißt es: „Nicht die reale Betätigung, sondern die Einstellung

des Gefühls entscheidet für uns darüber, ob wir irgend jemand die Eigentümlichkeit der Inversion zuerkennen sollen“ (GW VIII, S. 156). In den *Drei Abhandlungen* hält Freud jedoch an dem sexualwissenschaftlichen Begriff von Homosexualität fest und verteidigt diesen gegen mögliche Einwände: „Viele Autoren“, so sagt er dazu, „würden sich weigern, die hier aufgezählten Fälle zu einer Einheit zusammenzufassen, und ziehen es vor, die Unterschiede anstatt das Gemeinsame dieser Gruppen zu betonen [...]. Allein, so berechtigt Sonderungen sein mögen, so ist doch nicht zu verkennen, dass alle Zwischenstufen reichlich aufzufinden sind, so dass die Reihenbildung sich gleichsam von selbst aufdrängt“ (SA, S. 49). Das ist ganz im Sinne der von ihm beabsichtigten Dekonstruktion der populären und damals geläufigen wissenschaftlichen Auffassungen über die Sexualität. Denn dadurch, dass in dieser Passage das Verhalten und nicht „die Einstellung des Gefühls“ als das ausschlaggebende Kriterium der Homosexualität fungiert, werden die Abweichungen von dem als normal angesehenen Sexualobjekt wenn schon nicht zum Regelfall, so doch zu einer sehr häufigen Erscheinungsform der Sexualität. Die von Freud an dieser Stelle thematisierten Phänomene sind Variationen der Homosexualität, aber sie sind zugleich – und das ist entscheidend – Zwischenstufen der Sexualität.

Angeschlossen an den sexualwissenschaftlichen Diskurs seiner Zeit hat Freud auch insofern, als er sich mit den damals gängigen Auffassungen über die Ätiologie der Homosexualität auseinander setzt und die These vom Angeborensein der Homosexualität sowie deren Gegenteil, der zufolge sie ein erworbener Charakter des Geschlechtstriebes ist, diskutiert. Fast ironisch erörtert Freud das Für und Wider dieser beiden Thesen, ohne sich für die eine oder andere zu entscheiden. Zwar hält er die Vorstellung einer angeborenen Verknüpfung des Sexualtriebs mit einem bestimmten Sexualobjekt für unhaltbar. Aber auch die mannigfaltigen akzidentellen, d.h. lebensgeschichtlichen Einflüsse, reichen ihm zur Erklärung der Entstehung der Homosexualität nicht aus, und zwar schon deshalb nicht, weil solche Einflüsse nicht spezifisch für die Homosexuellen seien. Die ganze Passage, die von der Ätiologie der Homosexualität handelt, vermittelt den Eindruck, als ob Freud sich für eben die Frage, von der die damalige Sexualforschung geradezu verhext war, nicht besonders interessierte. Dafür spricht auch die nicht gerade von großem Bedauern zeugende Schlussbemerkung am Ende des Abschnittes über die Inversion, in der er fast beiläufig anführt, dass es ihm nicht gelungen sei, die Entstehung der Inversion befriedigend aufzuklären, und stattdessen die ihm viel wichtigere Einsicht, die er aus seiner Beschäftigung mit der Homosexualität gewonnen hat, in den Vordergrund rückt: dass „der Geschlechtstrieb zunächst unabhängig von seinem Objekt“ ist (S. 58). Diese grundstürzende Einsicht in die Unabhängigkeit des Triebes von seinem Objekt, die auch verlangt, sich von der Vorstellung einer angeborenen Heterosexualität zu verabschieden, verdankt sich paradoxerweise dem Beharren Freuds auf einem sexualwissenschaftlichen Begriff von Homosexualität und dem diesem so wichtigen Verhalten in seiner ganzen Ausfächerung. Nur dadurch geriet Freud die unterschiedliche Bedeutung der gleichgeschlechtlichen Sexualobjekte der sich homosexuell verhaltenden Männer in den Blick. Wäre Freud nur von jenen Homosexuellen ausgegangen, die gemeinhin als solche bezeichnet werden, hätte er Verhältnisse vorgefunden, die, wie bei der undurchschauten Heterosexualität, eine von allem Anfang an vorhandene Verknüpfung des Sexualtriebes mit seinem Objekt vorgaukeln, denn solche homosexuellen Männer sind ihrer Erinnerung gemäß immer schon homosexuell gewesen. Aber auch ihre Erinnerung setzt erst ein, nachdem dem Trieb sein Objekt eingeschrieben worden ist.

In der ersten Abhandlung hat, wofür ich gleich noch andere Belege anführen werde, der Trieb eine so offene Gestalt, dass man sagen kann, dass er nichts weiter ist als eine Fähigkeit des Menschen zur Sexualität, eine Fähigkeit, der sich der Mensch allerdings nicht entziehen kann. Der Trieb an sich aber hat keine Gestalt und wahrscheinlich auch keine angeborene individu-

elle Stärke. Er ist Anforderung zur Gestaltung und nicht selbst Gestalt. Deshalb ist auch von der Vorstellung Abschied zu nehmen, es gäbe so etwas wie eine reine Triebhandlung. Eine solche gibt es nur ein einziges Mal, nämlich dann, wenn der Trieb sich zum ersten Mal mit einem Objekt verknüpft. Damit beginnt die Geschichte des Triebes und es entwickelt sich eine Struktur des Begehrens. Diese zwingt eine bestimmte Erfahrung hervor, die wiederum auf die Wünsche zurückwirkt. Im Laufe der Zeit verfügt dann jeder über eine weitgehend festgelegte sexuelle Grammatik, also über ein Muster, das dazu bewegt, Sexualität auf eine Art und Weise zu haben bzw. zu erleben, die sich von der bereits erlebten nicht mehr grundsätzlich unterscheidet.

Aber gilt diese Festlegung durch lebensgeschichtliche Einschreibungen auch für das Sexualobjekt einer Person? Nach Freuds am Anfang der *Drei Abhandlungen* gegebenen Definition ist das Sexualobjekt „die Person, von welcher die geschlechtliche Anziehung ausgeht“ (S. 47). In unmittelbarem Anschluss an diese Definition ist im Zusammenhang mit den verschiedenen von Freud erörterten Formen der Homosexualität mehrfach vom Sexualobjekt die Rede. Das wirft die Frage nach der jeweiligen Bedeutung des Begriffs Sexualobjekt auf. So sagt Freud über die Gruppe der „okkasionell Invertierten“, dass diese „unter gewissen äußeren Bedingungen, von denen die Unzugänglichkeit des normalen Sexualobjektes und die Nachahmung obenan stehen, [...] eine Person des gleichen Geschlechtes zum Sexualobjekt nehmen und im Sexualakt mit ihr Befriedigung empfinden“ können (S. 48). Im Gegensatz dazu werden die „absolut Invertierten“ folgendermaßen charakterisiert: „Sie sind *absolut* invertiert, das heißt, ihr Sexualobjekt kann nur gleichgeschlechtlich sein, während das gegensätzliche Geschlecht für sie niemals Gegenstand der geschlechtlichen Sehnsucht ist, sondern sie kühl lässt oder selbst sexuelle Abneigung bei ihnen hervorruft“ (ebd.).

Bei diesen beiden Formen der Homosexualität hat das gleichgeschlechtliche Sexualobjekt offensichtlich eine ganz unterschiedliche Bedeutung. Der absolut Invertierte hat ein innerlich errichtetes Sexualobjekt, das er begehrt oder, wie Freud sagt, nach dem er sich sehnt. Und wenn er eine sexuelle Beziehung mit einem Mann hat, fällt folglich das Objekt des Begehrens mit dem Objekt der Befriedigung zusammen. Wie aber verhält es sich im Falle des „okkasionell Invertierten“, bei dem gewisse äußere Bedingungen eine bedeutsame Rolle spielen? Hat dieser kein innerlich errichtetes Sexualobjekt oder fallen bei ihm das innerlich errichtete Sexualobjekt und das Befriedigungsobjekt auseinander? Oder anders und mit den Worten der Freudschen Definition des Sexualobjektes gefragt: Können wir einfach annehmen, dass von dem gleichgeschlechtlichen Sexualobjekt des „okkasionell Invertierten“ eine geschlechtliche Anziehung ausgeht? Oder wird mit diesem Objekt lediglich die Sexualität vollzogen?

Freud hat uns die Antwort auf diese Fragen bereits in den Mund gelegt, und zwar durch die Betonung der „Nachahmung“. Was aber wird in diesem Fall der Homosexualität nachgeahmt? Die Antwort liegt auf der Hand, und Sie haben Sie vermutlich bereits gefunden. Nachgeahmt wird in diesem besonderen Fall der Homosexualität die Heterosexualität, und zwar mittels der sexuellen Substitution der Frau durch den Mann. Aber diese Nachahmung ist nicht gleichbedeutend mit einer Kopie der Heterosexualität. Denn auch im Falle eines „okkasionell Invertierten“, dessen innerlich errichtetes Sexualobjekt eigentlich gegengeschlechtlich ist, ist das Befriedigungsobjekt dann, wenn er eine gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehung hat, der Mann.

Wir lassen uns offensichtlich bei der geläufigen Subsumtion der Sexualität unter die Kategorie homosexuell bzw. heterosexuell, wie auch die Einteilung von Freud zeigt, zuerst von dem anatomischen Geschlecht der sexuell miteinander Agierenden leiten und bezeichnen demzufolge jene Sexualität als homosexuell, bei der zwei gleichgeschlechtliche Personen im Spiel

sind, und jene als heterosexuell, bei der zwei gegengeschlechtliche Personen sexuell miteinander zu tun haben. Dabei unterstellen wir gleichzeitig eine Identität des Begehrensobjekts mit dem Befriedigungsobjekt. Bei genauerem Hinsehen stellt sich jedoch heraus – und auch das kann als Ertrag der Freudschen Beschäftigung mit der Homosexualität in den *Drei Abhandlungen* angesehen werden –, dass die nicht nur von der populären Meinung dem sexuellen Handeln unterstellte Reziprozität der Begehrensobjekte tatsächlich in vielen Fällen fehlt, sei es unter heterosexuellen oder homosexuellen Vorzeichen.

IV.

Zugeschrieben wurde und wird den Homosexuellen nicht nur eine problematische Sexualität, sondern auch eine prekäre Männlichkeit. Nicht nur die Sexualwissenschaft und die Psychoanalyse waren umgetrieben von der Frage, was für Männer homosexuelle Männer sind. Diese Frage treibt bis in unsere Tage vor allem Jungen in der Adoleszenz um, bei denen das Wissen, dass es Männer gibt, die Männer begehren, die in dieser Entwicklungsphase besonders virulenten Zweifel an der eigenen Männlichkeit entfacht. Auch Freud setzte sich mit dem den homosexuellen Männern zugeschriebenen Geschlechtscharakter auseinander und erwähnt in diesem Zusammenhang die Auffassung von Karl Heinrich Ulrichs, der davon sprach, dass die von ihm Urninge genannten homosexuellen Männer eine weibliche Seele hätten, die in einem männlichen Körper eingeschlossen sei. Demgegenüber betont Freud, dass bei den Männern die Inversion des Sexualobjekts nicht mit einem „Umschlag der sonstigen seelischen Eigenschaften, Triebe und Charakterzüge in die fürs andere Geschlecht bezeichnende Abänderung“ einhergehe (S. 54) und bei diesen „die vollste seelische Männlichkeit mit der Inversion vereinbar“ sei (ebd.). Das führt freilich nicht zu einer Überwindung der traditionellen Polarisierung zwischen Mann und Frau, an der sich auch die auf Invertierte gemünzte Theorie des Begehrens orientierte. Diese Polarisierung kehrt im Vergleich mit der Auffassung von Ulrichs bei Freud sozusagen seitenverkehrt wieder. Der nun männlich konstruierte homosexuelle Mann sucht Freud zufolge bei seinen Sexualobjekten weibliche Züge, was er durch den Verweis auf das weibische Gebaren der männlichen Prostituierten im Altertum und in seiner Gegenwart zu belegen versucht. Seiner Beobachtung zufolge kopieren die männlichen Prostituierten die Frauen in allen Äußerlichkeiten der Kleidung und der Haltung. Folglich müsse das erotische Ideal der Invertierten weiblich sein.

Es lohnt sich einen Augenblick bei diesem Phänomen der weiblichen Maskerade zu verweilen und zu ihm auch noch die Figur der Tunte, d.h. des offen femininen homosexuellen Mannes hinzuzudenken. Wenn mich meine Beobachtung nicht täuscht, lässt sich in der gegenwärtigen homosexuellen Subkultur mit einer weiblichen Maskerade kein Blumentopf mehr gewinnen, weder für männliche Prostituierte noch für homosexuelle Männer. Die Tunte ist eine aussterbende Figur und die männlichen Prostituierten reüssieren nur dann, wenn sie sich betont männlich inszenieren. Die homosexuelle Subkultur der Gegenwart ist durchzogen, wenn nicht sogar bestimmt von einer Maskerade der Männlichkeit, und es ist, als ob durch diese performativen Akte der auf homosexuellen Männern liegende alte Verdacht, nicht männlich zu sein, endgültig abgetragen werden soll. Wie dem auch sei: Wir haben es gegenwärtig mit deutlich anderen homosexuellen Interaktionsformen als vor 100 Jahren zu tun. Es scheint so zu sein, worauf auch ein Blick auf jene Kulturen hindeutet, in denen die weibliche Maskerade der Homosexualität nicht verschwunden ist, dass diese Maskerade ein Begleitphänomen der anti-homosexuellen Repression ist, und diese geht allemal einher mit einem Superioritätsanspruch der Männer und einer Verachtung von Frauen und auf der Ebene der Sexualität mit einer scharfen Polarisierung von aktiv und passiv entlang des Geschlechts. Dieser polare Gegensatz

zwischen Mann und Frau wurde über lange Zeit auch in der Konstruktion des männlichen Homosexuellen zum Vorschein gebracht, beispielsweise dadurch, dass diese, wie von Ferenczi, in „Subjekthomoerotiker“, die sich als Frau fühlten, und „Objekthomoerotiker“, die durchaus männlich seien, unterteilt werden.

In einem 1920 erfolgten Zusatz, in dem Freud auf die Theorie von Ferenczi eingeht, hat er die seiner Vorstellung vom Sexualobjekt des Invertierten 1905 noch inhärente Polarisierung der Homosexuellen in männlich und weiblich Identifizierte freilich aufgelöst und betont, dass bei vielen Homosexuellen „ein Maß von Subjekthomoerotik mit einem Anteil von Objekthomoerotik vermennt gefunden wird“ (SA, S. 57).

Die Konsequenz aus dieser Einsicht kann eigentlich nur heißen, dass homosexuelle Männer eine andere Art von Männlichkeit repräsentieren, eine Männlichkeit, in der Weibliches und Männliches vermischt ist, als das in der traditionellen Vorstellung vom heterosexuellen Mann der Fall ist. Das würde zugleich heißen, dass sie bei ihrer Partnerwahl sowohl Männliches als Weibliches sexualisieren oder, um mit Freud zu sprechen, bei ihren Sexualobjekten sowohl männliche wie weibliche Züge suchen. Dieses Oszillieren zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit sowie zwischen sexueller Aktivität und Passivität scheint mir geradezu ein Kennzeichen des in einer relativ repressionsfreien Kultur lebenden modernen Homosexuellen zu sein.

V.

Freud setzt die Dekonstruktion der „populären Meinung“, also der kulturellen Normalitätsvorstellungen, entlang der sexuellen Perversionen fort. Diese sind prototypisch für Abweichungen von dem als normal angesehenen Sexualziel, dem Koitus. Nach dem Durchgang durch diesen Abschnitt hat man endgültig den Eindruck, dass das „sexuell Normale“ etwas ist, was sich der positiven Bestimmung beständig entzieht und nur über die Diskursivierung der als nicht normal angesehenen Sexualitäten eine vage Kontur gewinnt. Mehr noch, man hat den Eindruck, als ob die Wahrheit der Sexualität im „Abseitigen“, in den Perversionen und in der Homosexualität läge. Dieser Eindruck ist nicht allein damit zu erklären, dass die psychoanalytische Sexualtheorie ihre Theoreme aus der klinischen Erfahrung gewonnen hat. Die Verschwommenheit des „sexuell Normalen“ ist letztlich darin begründet, dass es sich nur zeigt, sexuell aber nicht spricht, weder über ein Symptom noch über hypertrophe Wünsche. Weil dem so genannten sexuell Normalen Sprache und Ausdrucksmöglichkeiten fehlen, ist es von den vorgeblich nicht normalen Sexualitäten, von denen es sich beständig abzugrenzen versucht, zutiefst abhängig. Das Normale formiert sich also keineswegs aus sich selbst heraus, sondern über eine an der Abweichung orientierten Ex-negativo-Bewegung. Als sexuell normal können sich folglich jene fühlen, die von sich glauben, all das, was sexuell als nicht normal angesehen wird, nicht zu haben. Wenn das so ist, wäre das sexuell Normale nicht mehr als eine Fiktion, allerdings eine durchaus wirksame.

Wie aber kommt es nach der Lektüre des Abschnittes über die sexuellen Perversionen zu dem unabweislichen, dem Normalen einen außerordentlich fragwürdigen Status verleihenden Eindruck? Dieser Eindruck ist nicht zu trennen von der schrittweisen Dekonstruktion des Perversionbegriffs durch Freud. Diese beginnt damit, dass Freud die Perversionen in einen alltäglichen oder, wenn Sie so möchten, in einen normalen und einen außergewöhnlichen, als pathologisch bezeichneten Teil zerlegt. Die außergewöhnlichen Teile der Perversion sind jene, mit denen sich Psychiatrie und Sexualwissenschaft beschäftigt haben und denen sie den Charakter

eines Krankheits- und Degenerationszeichens verliehen, wie beispielsweise dem Sadismus, dem Masochismus und dem Fetischismus. Nun ist aber auch der so genannten normalen Sexualität, wie Freud und in seinem Gefolge später viele Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen betont haben, immer auch ein Stück perverser Sexualität unterlegt. Schon diese allgemeine Perversionsneigung macht es schwierig, eine Grenze zwischen einer bloßen Variation der Sexualität und einem krankhaften sexuellen Symptom zu ziehen. Dass Freud dann doch eine solche Grenze zieht, ist nicht weiter überraschend. Als krankhaft bezeichnet er die Perversion dann, wenn die perversen Praktiken an die Stelle des „normalen Sexualziels“ treten, wenn sie dieses ersetzen oder wenn dieses nur erreicht werden kann, sofern zugleich eine unbedingte perverse Bedingung erfüllt ist.

Ein Charakteristikum der Perversen liegt für Freud darin, dass sie Scham- und Ekelgrenzen außer Kraft setzen. Wichtiger ist jedoch der in dieser Hinsicht eingeführte genetische Gesichtspunkt und die damit einhergehende Annahme, dass bei den Perversen Scham und Ekel vergleichsweise schwach entwickelt sind. Seine Kontur erhält der Sexualtrieb demnach durch kulturelle Mächte, die Scham und Ekel gleichsam mit Anweisungen ausstatten, die besagen, was sexuell erlaubt, statthaft und folglich sexualisierbar sein soll. Diese kulturellen Mächte und nicht der Sexualtrieb selber geben also der Sexualität die Richtung ihrer Entwicklung vor.

Den entscheidenden Schritt der Dekonstruktion des Begriffs Perversion macht Freud durch den Aufweis perverser Sexualität hinter den Psychoneurosen, was sich in der Formel „Die Neurose ist sozusagen das Negativ der Perversion“ (SA, S. 74) niedergeschlagen hat. Da nun aber die Neurosen weit verbreitet sind, wird die Zahl der Perversen nach diesem Schritt Legion. Ausschlaggebender ist jedoch der qualitative Gesichtspunkt dieser Erweiterung des Perversionsbegriffs, denn durch diesen werden die Perversionen wie vorher schon die Homosexualität in eine Ergänzungsreihe mit dem „Normalen“ gestellt. Zwar besteht zwischen den Neurotikern und den „Normalen“, wie Freud ausdrücklich betont, eine Differenz. Aber die Neurotiker stehen den „Normalen“ zugleich nahe, näher jedenfalls als die Perversen den Normalen. Auch zwischen den Neurotikern, also den „negativ Perversen“, und den „positiv Perversen“ besteht eine Differenz. Aber zwischen ihnen bestehen durch die, wenn auch unterschiedlich geteilte Perversion auch Gemeinsamkeiten, und diese sind es, die die Lücke zwischen Pathologie und Nichtpathologie überbrücken und den scheinbar so scharfen Gegensatz zwischen dem Normalen und dem Nichtnormalen einebnen.

Die Schlussfolgerung, die Freud aus seiner Beschäftigung mit den sexuellen Perversionen zieht, betrifft einmal mehr das Verhältnis von angenommener Normalität und Abweichung. Es geht in dieser allerdings sehr viel radikaler oder, aus der Perspektive von sich auf das Naturrecht stützenden kulturellen Normalitätsvorstellungen, ver-rückter zu als bei der Homosexualität. Denn Freud schlägt die Perversionen unumwunden dem konstitutionell Normalen zu. Wörtlich sagt er: „Nun bietet sich uns die Entscheidung, dass den Perversionen allerdings etwas Angeborenes zugrunde liegt, aber etwas, *was allen Menschen angeboren* ist, als Anlage in seiner Intensität schwanken mag und der Hervorhebung durch Lebenseinflüsse wartet. Es handelt sich um angeborene, in der Konstitution gegebene Wurzeln des Sexualtriebes, die sich in der einen Reihe von Fällen zu den wirklichen Trägern der Sexualtätigkeit entwickeln (Perverse), andere Male eine ungenügende Unterdrückung (Verdrängung) erfahren, so dass sie auf einem Umweg als Krankheitssymptome einen beträchtlichen Teil der Energie an sich ziehen können, während sie in den günstigsten Fällen zwischen beiden Extremen durch wirksame Einschränkung und sonstige Verarbeitung das sogenannte normale Sexualleben entstehen lassen“ (S. 80).

Nimmt man auch diese Stelle beim Wort, drängt sich in der Tat der Eindruck auf, dass es individuell und kulturell gewaltiger Anstrengungen bedarf, nicht pervers zu bleiben und normal zu werden. Nach der diesen Formulierungen inhärenten Bestimmung des Triebes oder, anders ausgedrückt, des Anfangs der Sexualität kann dieser zur Sicherung des normalen Sexuallebens nicht mehr viel beitragen. Und die Antwort auf die Frage, worauf das so genannte normale Sexualleben basiert, wird immer schwieriger. Es basiert auf einer Reihe von Umgestaltungen, die ihren Ort in den kulturellen Normen haben, und den immer auch sexuellen Interaktionen zwischen Erwachsenen und Kindern. Die menschliche Sexualität ist also in höchstem Maße kontingent und mündet deshalb auch nur in den „günstigsten Fällen“ in ein normales Sexualleben. Auch in der Sexualität der Erwachsenen ist der Anfang der Sexualität, der nach Freud in der perversen Triebkonstitution liegt, allemal lebendig. Sie ist deshalb durchzogen von perversem Erleben und perversen Praktiken, die sich hinter einem Schein von Normalität verbergen.

Wenden wir uns vor diesem Hintergrund kurz den Erscheinungsformen der Perversion in der Gegenwart zu. Unsere Gegenwart ist durchsetzt von einer unübersehbaren öffentlichen Präsentation sadomasochistischer Fetische. Ausgehend von diesen häufigen perversen Selbstinszenierungen wurde die Vermutung geäußert, die sexuellen Perversionen hätten in den vergangenen Jahrzehnten deutlich zugenommen. Das ist zwar nicht von der Hand zu weisen. Vermutlich hat die häufigere öffentliche Präsenz solcher Elemente, die vordem ausschließlich auf den den Perversionen vorbehaltenen Bühnen, den Schlafzimmern und Domina-Kabinetten, eingesetzt wurden, aber damit zu tun, dass der Schleier der Normalität, hinter dem die Perversionen verborgen waren, wenn schon nicht zerrissen, so doch löchrig geworden ist. Das führte dazu, dass das vorher Unsichtbare sichtbar geworden ist. Auszuschließen ist freilich auch nicht, dass aus Gründen, die ich hier nicht darstellen kann, ein größerer Teil der „negativ Perversen“ zu „positiv Perversen“ geworden ist. Wäre das so, hätte sich die Zahl der Perversen nicht verändert. Es hätte lediglich eine Transformation innerhalb des Kosmos der Perversion stattgefunden, die freilich mit einer Veränderung des Erscheinungsbildes des Perversen einhergeht. Denn es sollte nicht vergessen werden, dass nur die „positiven Perversionen“ nach einer perversen Szene verlangen. Die negativen Perversionen bleiben dagegen sowohl den Neurotikern selbst als auch ihrer Umgebung verborgen.

VI.

Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich noch einmal auf das Thema Homosexualität zurückkommen. In der wahrscheinlich berühmtesten, auf das Jahr 1915 zurückgehenden Fußnote aus den „Drei Abhandlungen“, die auch gegenwärtig immer wieder aufgegriffen wird, sagt Freud: „Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewussten vollzogen haben. Ja die Bindungen libidinöser Gefühle an Personen des gleichen Geschlechtes spielen als Faktoren im normalen Seelenleben keine geringere [...] Rolle als die, welche dem entgegengesetzten Geschlecht gelten.“ Und weiter, die bereits 1905 „entdeckte“ Unabhängigkeit des Sexualobjekts bekräftigend: „Der Psychoanalyse erscheint vielmehr die Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte [...] als das Ursprüngliche“ (S. 56). Wahrhaft eine bemerkenswerte und zugleich rätselhafte und Fragen über Fragen aufwerfende Stelle. Wenigstens eine dieser Fragen möchte ich stellen.

Was, so habe ich mich angesichts dieser so häufig aufgegriffenen Anmerkung immer wieder gefragt, wollen wir hören, wenn wir hören, dass alle Menschen im Unbewussten eine gleichgeschlechtliche Objektwahl vollzogen haben? Dass Freud dabei nicht an genitale Sexualität gedacht hat, ist eine Binsenweisheit. Deshalb ist auch nur die Frage nach der dynamischen Wirkung einer solchen unbewusst vollzogenen homosexuellen Objektwahl sinnvoll. Am weitestgehenden war in dieser Hinsicht der problematische Versuch der Kritischen Theorie, die nationalsozialistische Massenbildung mit dem Konzept der unbewussten Homosexualität zu erhellen. Problematisch ist dieser Versuch deshalb, weil in ihm die männliche Passivität in ein ziemlich unvermitteltes Verhältnis zur Homosexualität gesetzt wird. Adorno, der die Beziehung der nationalsozialistischen Männerhorden zu ihren Anführern als feminin und passiv charakterisierte, bemühte in der Absicht, die passiven Wünsche des Mannes dem Mann gegenüber zu erklären, das psychoanalytische Theorem der unbewussten Homosexualität. Hergestellt wird damit eine enge gedankliche Verbindung zwischen der passiven Einstellung des Mannes zum Mann und unbewusster Homosexualität: Ein Mann, der sich einem Mann gegenüber in eine passiv-feminine Position begibt, ist ein Mann, der unbewusst homosexuell ist.

Auf andere Weise kehrt Freuds Behauptung einer von allen Menschen vollzogenen gleichgeschlechtlichen Objektwahl im Konzept der latenten Homosexualität wieder. Und auch da sehr viel häufiger im Hinblick auf Männer als auf Frauen. Ich halte dieses Konzept und die diesem zugrunde liegende Annahme einer verdrängten Homosexualität nicht für sinnvoll, weil es sowohl im Hinblick auf die Homosexualität als auch im Hinblick auf die passiven Wünsche der Männer mehr Verwirrung schafft als Klarheit stiftet. Angesichts der erdrückenden klinischen Erfahrung und der sie bestätigenden Forschungsergebnisse muss man wohl davon ausgehen, dass nur ein kleiner Teil der Männer konflikthaft erlebte gleichgeschlechtliche Phantasien hat. Ein sehr viel größerer Teil der Männer scheint dagegen Konflikte mit Passivitätswünschen zu haben. In der Vorstellungswelt solcher Männer fungiert die Figur des passiven und unmännlichen Homosexuellen häufig als eine Bestätigung ihrer Ängste, kein richtiger Mann zu sein. Der amerikanische Psychoanalytiker Richard Friedman hat die Vorstellungswelt solcher Männer einmal auf die Gleichung gebracht: „Ich bin ein Versager = Ich bin kein Mann = Ich bin kastriert = Ich bin ein Homosexueller“ (1993, S. 185). Aufgestellt hat er diese Gleichung übrigens in der erklärten Absicht, das Konzept der latenten Homosexualität zu kritisieren und das Augenmerk auf männliche Identitätskonflikte zu lenken.

Ein Verzicht auf das allgemeine Konzept der „latenten Homosexualität“ bedeutet nun keineswegs, den Begriff der Homosexualität auf das sexuelle Verhalten im engeren Sinne einzuschränken. Denkt man dieses Konzept mit dem Begriff der homosexuellen Disposition zusammen, halte ich es nach wie vor für sinnvoll. Um das zu demonstrieren, werde ich Ihnen gleich eine Passage aus einem Prosatext, die auch als literarische Fallvignette gelesen werden kann, vortragen.

Unter der Herrschaft der ungemilderten Antihomosexualität war die Zahl der homosexuell Disponierten, die ihre sich auf einen Mann richtenden sexuellen Wünsche so konflikthaft erlebten, dass sie in der Latenz gehalten werden mussten oder nach den ersten homosexuellen Erfahrungen in der Pubertät wieder in das Schattenreich der Latenz zurückgestoßen wurden, wahrscheinlich deutlich höher als gegenwärtig. Einen solchen Kampf gegen die homosexuellen Wünsche schildert der 1931 geborene spanische Schriftsteller Juan Goytisolo in seinem autobiographischen Bericht *Die Häutung der Schlange*. Nach einigen für ihn bedeutsamen, wenngleich nur als mittelmäßig erlebten homosexuellen Erfahrungen während der Pubertät hat sich Goytisolo von der Homosexualität abgewandt und durch Verzicht auf weitere homosexuelle Kontakte versucht, sich an die „Normalität“ anzuschließen. Später ging er dann eine

Liebesbeziehung mit einer Frau ein, die er bei einem Abendessen bei Jean Genet kennen gelernt hatte. Stillzustellen waren, wie er betont, seine homosexuellen Wünsche indes nicht. Auch als latente blieben diese durchaus wirkungsmächtig und beeinflussten nicht zuletzt seine gelebte heterosexuelle Beziehung: Er schildert das so: „Eine Zeitlang solltest du deine latente Homosexualität als etwas Vergangenes und weit Zurückliegendes betrachten: doch deine Liebe zu Monique ging in keiner Weise mit einem körperlichen oder affektiven Interesse an anderen Frauen einher. In sexueller Hinsicht waren sie dir auch weiterhin gleichgültig, was vorsichtig zu verheimlichen du dich bemüht hast. Die Welt der Liebe beschränkte sich auf Monique und auf die kleine Luftblase, in die ihr eingeschlossen wart. Der ungewisse, labile Charakter deines Glücks beunruhigte dich. Was würde geschehen, wenn die Blase platzte, wenn ihr plötzlich, sie oder du, aufhören würdet, den anderen zu lieben? Verschanzt hinter deiner strahlenden und doch zerbrechlichen Heterosexualität, hast du den Gedanken von dir gewiesen, deine mittelmäßigen [homosexuellen] Erfahrungen [...] zu wiederholen [...]. Dennoch blieb dir die Welt der Frauen fern und fremd“ (S. 248 f).

Treffender kann man das, was ich als sinnvolles Konzept der latenten Homosexualität ansehe, nicht ausdrücken. Nachzutragen bleibt noch, dass Goytisolo, nachdem er nach einer anhaltenden Krise sich schließlich zu seinen sexuellen Wünschen bekannte, weil es, wie er sagt, unmöglich ist, „die Gesetze des Leibes zu umgehen“, sich fürderhin als homosexuell bezeichnete. Und das, obgleich er die Beziehung zu Monique, mit der er später eine Ehe einging, auch sexuell aufrechterhalten hat.

Goytisolos autobiographische Rekonstruktion „seiner“ Homosexualität zeigt aber auch, dass es theoretisch unerlässlich ist, zwischen latenter und unbewusster Homosexualität zu differenzieren. Was Freud auch immer mit dem Gedanken der unbewussten Homosexualität gemeint haben mag: Von ihm aus lässt sich nicht auf einen bei allen Menschen vorhandenen verdrängten und dynamisch wirksamen homosexuellen Wunsch schließen. Verdrängt wird, worauf auch eine Bemerkung Freuds in seinem Text „Die endliche und die unendliche Analyse“ hindeutet, die feminine Haltung des Mannes. Und diese feminine Haltung des Mannes wurde, da der homosexuelle Mann nun einmal als Prototyp des unmännlichen Mannes konstruiert wurde, hartnäckig als homosexuell bezeichnet. Erweckt wurde dadurch der Anschein, als ob es sich bei den verdrängten femininen Wünschen um verdrängte homosexuelle Triebregungen handelte. Dass mit „homosexuell“ oder, zeitgemäß gesprochen, mit „schwul“ häufig nichts Sexuelles im engeren Sinne gemeint ist, lässt sich trefflich an dem Gebrauch des Wortes schwul unter männlichen Jugendlichen ablesen. Wenn ein männlicher Jugendlicher einen anderen mit dem Ausdruck schwul belegt, ist damit in aller Regel nicht dessen sexuelle Orientierung gemeint. Diskreditiert wird mit dem Gebrauch des Schimpfwortes schwul etwas – eine Attitüde, eine Haltung, oder ein Outfit –, das von dem dieses Wort gebrauchenden Jugendlichen als unmännlich angesehen wird.

Mir ist diese Differenzierung deshalb wichtig, weil ich glaube, dass die Bezeichnung der femininen Wünsche als homosexuell die Bedeutung der Homosexualität auch für die Entwicklung des homosexuellen Mannes viel zu sehr aufgeladen hat. Neben anderem hat diese Bedeutungsaufladung verhindert, die Homosexualität im klinischen Alltag leichter zu nehmen und mit ihr im wörtlichen Sinne gleichgültig umzugehen.

VII.

Beharrlich habe ich bisher nur über die erste der *Drei Abhandlungen* gesprochen. Das hat seinen Grund nicht nur darin, dass mir als Sexualwissenschaftler der in dieser Abhandlung enthaltene Stoff näher liegt. Ausschlaggebend für mein Beharren auf der ersten Abhandlung ist das in dieser enthaltene Potenzial zur Befreiung der Sexualität. Für einen wie mich, der erfahren hat, was sexuelle Marginalisierung heißt, ist es wahrscheinlich bedeutsamer als für andere, dass Freud in der ersten Abhandlung die normale Sexualität durchgängig in Anführungszeichen setzt. Nicht weniger bedeutsam ist für mich, dass es in der ersten Abhandlung keine relevanten Formulierungen gibt, die, wie Laplanche das ausdrückte, den „Begriff einer biologischen Norm“ rechtfertigen. So wie Freud den Sexualtrieb in der ersten Abhandlung bestimmte, erscheint er, wie es im *Vokabular der Psychoanalyse* heißt, „fast als eine Perversion des Instinkts [...], bei dem das spezifische Objekt und die organische Finalität verlorengehen“ (S. 469). Das vor Freud mit dem Trieb zusammengedachte spezifische Objekt war heterosexuell, was sich in der Rede der Naturwidrigkeit der Homosexualität niedergeschlagen hat. Naturwidrig genannt wurden aber auch all jene Sexualitäten, die vom fortpflanzungsbezogenen heterosexuellen Geschlechtsverkehr abwichen. Auf diesen, so dachte man sich das, war die Sexualität ausgerichtet. Demgegenüber wird in der ersten Abhandlung radikal antiteleologisch argumentiert. Die ursprünglich polymorph-perverse Anlage der menschlichen Sexualität wird, wie Freud am Ende der *Drei Abhandlungen* noch einmal betont, von einschränkenden Mächten zugerichtet, von denen er „Scham, Ekel, Mitleid und die sozialen Konstruktionen der Moral und Autorität“ hervorhebt (S. 134). Angesichts solcher Formulierungen habe ich mich immer über die hartnäckige Unterstellung der Konstruktivisten gewundert, Freud und mit ihm die gesamte Psychoanalyse seien in der Wolle gefärbte biologische Essenzialisten.

Die soeben zitierte Stelle und Freuds wiederholter Hinweis darauf, dass die Sexualität der Erwachsenen auf Einschränkungen beruht, enthalten in nuce eine psychoanalytische Machttheorie der Sexualität, was von Foucault übrigens auch so gesehen wurde. Nach Freud kann man sich die Sexualität der Erwachsenen, gleich wie diese aussehen mag, ohne den in sie eingeschriebenen gesellschaftlichen Zwang nicht mehr denken. Foucault zufolge hat man sich diese Beziehung zwischen Macht und Sexualität so vorzustellen: „Das Machtverhältnis ist immer schon da, wo das Begehren ist: es in einer nachträglich wirkenden Repression zu suchen ist daher ebenso illusionär wie die Suche nach einem Begehren außerhalb der Macht“ (S. 101).

In den beiden folgenden Abhandlungen werden diese Macht und ihre Spuren durch Freud jedoch verwischt, und darin liegt für mich das zentrale Problem dieser beiden Abhandlungen. Das geschieht auf zweierlei Weise: zum einen durch die Annahme einer normalen oder, besser gesagt, organischen sexuellen Entwicklung, was gleichbedeutend mit der Wiederkehr teleologischen Denkens ist, zum anderen durch die Wiedereinsetzung biologischer, sprich konstitutioneller Momente. Beides zusammen verleiht der psychoanalytischen Sexualtheorie einen normativen und zugleich konventionellen Zug. Abzulesen ist diese Wende zum Konventionellen auch daran, dass die normale Sexualität ihre Anführungszeichen verliert. Die der Freudschen Entwicklungslehre inhärente Idealnorm ist genital, heterosexuell und fortpflanzungsbezogen und die Konsequenz davon ist, dass die dieses Ziel real oder vorgeblich nicht erreichenden Sexualitäten als Entwicklungsstörungen begriffen werden: Am Ende der sexuellen Entwicklung steht das, was die Sexualität zwar nicht von Anfang an ist, aber doch sein soll.

Organisiert unter dem Genitalprimat gelangt der Sexualtrieb, wie es im *Vokabular der Psychoanalyse* dazu heißt, „wieder zu der offensichtlichen Unbeweglichkeit und Finalität des Instinkts“ (S. 471). Mehr noch, der Sexualtrieb stellt sich am Ende der sexuellen Entwicklung, wie es bei Freud heißt, „in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion“ und „wird sozusagen altruistisch“ (S. 112). Dafür, dass der Sexualtrieb das tut, wird der Sexualität von Freud „der höchste Betrag von Lust“ versprochen (ebd.). Aber diese Verheißung erfüllt sich nicht, denn es spricht nichts dafür, dass die unter das Gebot der Fortpflanzung gestellt Sexualität mit einem Surplus von Lust einhergeht. Der höchste Betrag von Lust, ist, wie Freud sagt, an die „Entladung der Geschlechtsprodukte“, also an den Orgasmus gebunden. Und dieser ist nun einmal kein Privileg der Heterosexualität.

Über die Gründe, warum Freud in der zweiten und der dritten Abhandlung die radikalen Einsichten der ersten relativiert hat, ist sowohl innerhalb als auch außerhalb der Psychoanalyse vielfach spekuliert worden. Die für mich originellste Einschätzung stammt von der Kultur- und Filmwissenschaftlerin Teresa de Lauretis, die schreibt: „Als Freud seine Theorie infantiler Sexualität mit ihren Partialtrieben und ihrer polymorphen Perversität auszuarbeiten begann, hat er womöglich gespürt, dass seine Reformulierung des Sexualtriebs durch die Betonung einer idealen, normalen Entwicklung gewissermaßen theoretisch und rhetorisch gezügelt werden müsse, um die Theorie selbst vor der Perversion zu bewahren, die die erste Abhandlung beschreibt“ (S. 36). Meine Vermutung geht in eine ähnliche Richtung: Ich glaube, dass Freud mit der Wiedereinsetzung der sexuellen Normalität in ihre scheinbar angestammten Rechte die Psychoanalyse vor dem Verdacht bewahren wollte, jenen Sexualitäten, welche die bürgerliche Sexualmoral zum Verschwinden bringen wollte, das Wort zu reden. Für diese Einschätzung spricht auch, dass er sich am Schluss der *Drei Abhandlungen*, unmittelbar vor deren Zusammenfassung, Gedanken über die „Verhütung der Inversion“ macht.

Gewiss kann man das nicht als bloße rhetorische Strategie abtun. Solche Manöver sind auch Ausdruck der anhaltenden Ambivalenz Freuds gegenüber den als nicht normal angesehenen Sexualitäten. Wer sich aus heutiger Sicht über diese Ambivalenz mokiert, beraubt Freud des mit ihr verwobenen und nur im historischen Vergleich zu ermessenden Muts und er unterschlägt, dass es sich dabei um eine doppelte Ambivalenz handelt, die sowohl der normalen als auch der nicht normalen Sexualität gilt.